

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 11.

○ Erscheint allmonatlich. ○

1918.



Entschuldige sich keiner damit, daß er in der langen Kette zu unterst stehe; er bildet ein Glied, ob das erste oder das letzte, ist gleichgültig, und der elektrische Funke könnte nicht hindurchfahren, wenn er nicht da stünde. Darum zählen sie alle für einen und einer für alle und die Letzten sind wie die Ersten.

Friedrich Hebbel.

Der Gemeindefschreiber.

Von Henriette Breh.

Es war eine lange, dünne, ein wenig vornübergebeugte Gestalt, mit schmalen Schultern und eingesunkener Brust. Sommer und Winter ging er in demselben fadenförmigen Rod mit den langen Schößen und den latschgebüsten Nähten.

Wenn sein etwas schlürfender Schritt auf der holperigen Dorfstraße tönte, wußte man jedesmal auf die Minute, wie spät es war, denn Ignaz Reismüller war pünktlich wie eine Uhr.

Schon fünfzehn Jahre lang bekleidete er das Amt eines Gemeindefschreibers mit Eifer und Pflichttreue. Er war die rechte Hand des hochvermögenden Dorfgebieters, des Bürgermeisters Röndorff, der lieber sein stolzes Rossespann als die Feder regierte und dem er deshalb unentbehrlich war.

Nun aber hatte er plötzlich das Wohlwollen des Ge-
strenge verloren — seit er sich in den Kopf gesetzt hatte, zu heiraten.

Heiraten!? Der Bürgermeister zweifelte ernstlich an Ignaz' Zurechnungsfähigkeit. Wie kam das armselige Schreiberlein nur auf diese hinverbrannte Idee? Er hatte die vierzig längst überschritten und nun noch diese Tollheit! Konnte er von den paar hundert Mark eine Familie ernähren? Das würde ja nur Hunger und Elend geben und schließlich — eine Gemeindeflast. Wollte er denn blindlings in sein Unglück rennen?

Aber die sonst so demütige, unterwürfige Schreiberseele zeigte diesmal eine ganz ungewohnte Starrköpfigkeit.

Die Kathrin hatte nun einmal sein Wort, und er werde sie heiraten. Er sehnte sich schon lange nach einem eigenen Heim.

Der Bürgermeister malte ihm in den düstersten Farben seine Zukunft aus, und die hochwohlweisen Gemeindefräte schüttelten mißbilligend die Köpfe und erklärten Ignaz für einen ausgemachten Narren.

Aber alle Vorstellungen fruchteten nichts. Ignaz Reismüller gab sein Dachstübchen bei den Schusterleuten auf, mietete eine kleine Wohnung und heiratete seine Kathrin.

Anfangs schienen die unheilverkündenden Prophezeiungen sich nicht zu erfüllen. Die junge Frau war fleißig und häuslich und hielt die kleine Wirtschaft nett zusammen. Sie fand gutbezahlte Wäsche- und Putzstellen und verdiente manches Stück Geld. Ignaz sah besser genährt aus als früher und schien glücklich zu sein im Besitze des eigenen Heims. Als aber später nach und nach die Kinder sich einstellten, war es mit dem Verdienste der Frau zu Ende. Die Kleinen fesselten sie ans Haus, zudem tränkelte sie längere Zeit, und Arzt und Apotheke verschlangen die kleinen Ersparnisse.

Bald ging Ignaz wieder stets mit sorgenvoll umwölkter Stirne einher. Sein Haar war noch spärlicher, seine hagere Gestalt noch gebeugter und eingeschrumpfter als früher.

Der armselige Gehalt reichte bei weitem nicht für die notwendigsten Bedürfnisse, trotz aller Einschränkungen. Je mehr Kinder sich um den Tisch reiheten — es waren nun

schon fünf — desto dünner und wässriger wurden die Suppen, desto schmaler die Bissen.

Als die Not stieg, entschloß der Gemeindefschreiber sich endlich schweren Herzens, um Gehaltserhöhung zu bitten.

„Gehaltserhöhung?“ sagte der Bürgermeister gebohrt, und die Gemeindefräte machten lange Gesichter. Gehaltserhöhung bei den teuren Zeiten! Nein, daran war nicht zu denken. Weshalb hat er den dummen Streich gemacht? Er war genug gewarnt worden. Jetzt mußte er die Folgen tragen.

Und die Gemeindefräte nickten dazu pflichtschuldigst „ja“, wie es braven Gemeindefräten geziemt. Der dicke Bärentwirt fügte breitspurig hinzu, während seine fleischigen Hände wohlgefällig mit der goldenen Uhrkette spielten: „Wie man sich bettet, so liegt man halt! Hast ja nicht hören wollen! Ich habe dir dazumal vorausgesagt: Wenn du mal im Elend bist und auf der Straße liegst, schreib's dir selber zu. Ich hab's prophezeit 's Ende von der Geshicht' ist's Armenhaus, dent an mich!“

Tiefer und mutloser sank das Haupt des Bittstellers, Ach Gott ja — sie hatten ja alle recht, aber er war doch jetzt in Armut und Not.

„Herr Bürgermeister, ich sehe ja ein —“ stammelte er hilflos. Und der Dorfgewaltige fühlte ein menschliches Mitleiden. Den Gehalt konnte man nicht erhöhen, aber „aus besonderem Wohlwollen“ sollte Ignaz Reismüller 50 Mark Zulage erhalten!

„Die Herren sind doch damit einverstanden?“ fragte der Bürgermeister, flüchtig im Kreise herumblickend. Und wieder ringsum pflichtgemäßes Nicken.

Was sind 50 Mark, wenn Krankheit und Unglück hereinbricht? Nur einen Tropfen auf einen heißen Stein.

Zwei der Kinder, bleichwangige und strophulöse Dinger mit ewig entzündeten Augen, starben — und am Abend des Begräbnistages legte Ignaz sich aufs Krankenlager.

Der Bürgermeister geriet in arge Verlegenheit, und da die Krankheit sich monatelang hinzuziehen drohte, der Arzt zudem erklärte, Reismüllers kranke Brust gestatte die gebückte Haltung beim Schreiben nicht mehr — nahm er sich einen anderen Schreiber.

Ignaz genas nur langsam. Gram und Verzweiflung nagten an ihm und verzögerten seine Gesundung. Wohin jetzt mit ihm?

Um diese Zeit starben rasch nacheinander die Eltern seiner Frau, die auf der vor dem Dorfe sich erstreckenden Weide eine ärmliche Katstelle besaßen. Dieses kleine Anwesen bezogen sie nun und glaubten, daß endlich bessere Zeiten für sie gekommen seien.

Aber die Not schien sich einmal an sie gewöhnt zu haben. Sie heftete sich an ihre Fersen und folgte ihnen in die arme Hütte. Die Frau schaffte für zwei, und Ignaz arbeitete bei den umherwohnenden Bauern im Tagelohn. Doch der Verdienst war nur karg. Die nur des Schreibens kundigen Hände waren der Arbeit nicht gewachsen. Schließlich brach der ausgemergelte Körper zusammen und ein langes Siechtum verzehrte den Rest seiner Lebenskraft.

Und eines Tages verkündete das Verschleißglocklein, daß Ignaz Reismüller die Augen zur letzten Ruhe geschlossen hatte!

Da war ein Staunen im Dorfe. Die Leute steckten die Köpfe zusammen.

„Der Gemeindefschreiber ist tot — wer hätte das gedacht! Der arme Kerl! — Schade um ihn, er war so ein prächtiger Mensch“, hieß es.

„Ja, das ist wahr. Und treu und redlich hat er der Gemeinde gedient“, sagte Schreiner Baltes.

„Die arme Frau!“ meinte ein anderer.

„Ach was, die bringt sich schon durch. Hat ja zwei rüstige Arme und kann arbeiten, wie unserns auch muß.“

„Der Ignaz, das war ein Mann, wie er im Buche steht“, sagte die behäbige Bäckersfrau, „alleweil solid, bescheiden, freundlich, gefällig. Ganz anders wie der neue Schreiber, den sie sich aus der Stadt haben kommen lassen und der die Nase mit dem goldenen Zwider so hoch trägt.“

„Alles, was wahr ist — gefällig war er“, bestätigte ihre Nachbarin, „als mein Hannes bei den Soldaten war, hat er mit immer die Briefe an ihn geschrieben.“

„Ja, das muß ihm der Reid lassen: Eine Handschrift schrieb der Ignaz — sogar der Schullehrer kann's nicht besser —“

So ging es weiter, und der arme Ignaz, den man schon fast vergessen, war auf einmal der Held des Tages und seines Ruhmens war kein Ende.

Darin waren alle einig, daß man möglichst zahlreich zu seinem Begräbnisse gehen müsse, denn „das hat er wohl um die Gemeinde verdient!“

Der Herr Bürgermeister versammelte die Gemeinderäte zu einer außerordentlichen Sitzung und machte ihnen „offiziell“ Mitteilung von dem Ableben des ehemaligen Gemeinbeschreibers Ignaz Reismüller. Er ersuchte die Versammelten, „zu Ehren des Verstorbenen sich von den Sitzen zu erheben.“ Das geschah nämlich auch jedesmal im Deutschen Reichstag, wenn ein Abgeordneter gestorben war. Der Herr Bürgermeister hatte es in der Zeitung gelesen, und es hatte ihm sehr gut gefallen.

Dann hielt er eine kleine Rede, in der er die Tugenden und Verdienste des Verstorbenen gebührend hervorhob, und sagte zum Schluß mit erhobener Stimme, daß die Gemeinde ihrem ehemaligen Schreiber in Anerkennung seiner Pflichterfüllung einen schönen Eichenfarg mit glänzenden Nadelbeschlagen stiften wolle!

Allgemeiner Beifall. Nur einer der Gemeindeväter meinte schüchtern, ein solider Tannenfarg tue es auch, man könnte dann das ersparte Geld der Witwe geben, die es wohl gebrauchen könne.

Aber der Bärenwirt rief: „Nix da! Wie der Herr Bürgermeister es gesagt, so geschieht's. Die Gemeinde darf sich nicht lumpen lassen. Man muß auf sein' Reputation halten!“

Dabei blieb es.

Auch der brave Kriegerverein erinnerte sich seiner Pflicht und beschloß, sein früheres Ehrenmitglied mit Musik und allen militärischen Ehren zu Grabe zu geleiten.

Er bewegte sich denn am dritten Tage ein großer Leichenzug zum Friedhofe. Der Kiebbauer hatte mit seinem Wagen den Sarg bis zum Eingang des Dorfes gefahren, wo der Kriegerverein mit umflorter Fahne salutierte.

Dann ging der Zug durch die Straßen. Die Musik spielte einen Trauerchor, der freilich schließlich in ein so schnelles Tempo geriet, daß er eher einer Tanzmusik glich. Aber das tat der feierlichen Stimmung keinen Abbruch, die Leute fanden es sehr schön und rührend.

Hinter dem Sarge, dessen blanke Beschlage in der Sonne blitzten, schritt ernst und gemessen im Vollbewußtsein seiner Wichtigkeit und Würde der Herr Bürgermeister in Zylinder und Glacehandschuhen.

Er konnte mit sich zufrieden sein. Seine Gemeinde verstand es, ihre Toten zu ehren.

Die gebeugte Witwe, die ihr abgetragenes, schwarzes Sonntagskleid anhatte, führte die zwei ältesten Kinderchen an der Hand. Als der Sarg in die Gruft hinabgelassen wurde, begannen die Kinder laut zu weinen und klammerten sich an das Kleid der Mutter. Nachdem das letzte Gebet gesprochen und die letzte Schaufel auf den Sarg gefallen war, wurde die übliche Ehrensalve gegeben und noch ein Trauermarsch gespielt. Dann war der Trauergottesdienst aus. Und hernach ging es in den goldenen Bären zum „Leichentrunk“.

„Wirklich ein großartiges Begräbnis hat Euer Mann gehabt, Kathrin“, sagte später auf dem Heimwege eine der Frauen, die denselben Weg wie die Witwe hatte, zu dieser. „Auf und nieder im Kirchspiel ist lang' keine so schöne Leich' gewesen“, und es klang fast wie Reid, „schier wie ein Großbauer ist er bestattet worden! Das muß Euch doch freuen?“

Die Kathrin zuckte die Achseln und lächelte bitter. Aber sie preßte die Lippen zusammen und sagte nichts.

Was hätte sie auch sagen sollen? Als ihr Mann lebte, hatte man sich nicht um ihn gekümmert. Man hatte ihn,

als er unbrauchbar war, beiseite geworfen wie eine ausgepreßte Frucht. Niemand hatte auch nur einen Finger um ihn gerührt, als er im Elend war.

Was nützen jetzt dem Toten alle Ehren, nachdem er sein Leben lang gehungert und gedarrt hatte?!

Hätte sie nur die Hälfte des Geldes, was dieser liebeleere Pomp der Gemeinde gekostet hätte und — was jetzt im goldenen Bären verzehrt wurde, dann wäre ihr für einige Zeit geholfen.

Ja, im goldenen Bären wurde wacker getrunken. Der Bärenwirt schmunzelte und rieb sich vergnügt die Hände. Er hatte genug zu tun, immer wieder die Maßkrüge der biebernen Becker von neuem zu füllen.

Man war in gehobener Stimmung, und das Lob des seligen Gemeinbeschreibers wurde in allen Tonarten verkündet. Jeder wußte etwas Gutes von ihm zu erzählen. Es fehlte nicht viel, so hätte man den stillen Toten da draußen „hochleben“ lassen.

Und als am späten Nachmittag ein Teil schwankend nach Hause ging, um für den Rest des Tages den Rausch auszuschlafen, blieb noch eine trinkfeste Gesellschaft zurück, die bis in die Nacht hinein zechte.

Die Witwe saß indessen in stummem Jammer in ihrer Stube. Sie hatte den Kopf auf den Tisch gestützt und starrte trübe vor sich hin.

„Mutter, wann kommt der Vater wieder? Mutter, bekommen wir bald zu essen?“ fragten die Kinder.

Die Frau fuhr aus ihrem Bärten auf. Sie nahm aus der Schublade ein Stüd Brot und gab es ihnen. Dann sank sie in ihre vorige Stellung zurück.

Aus dem Stalle rief ganz erbärmlich die Ziege, die seit dem Morgen nichts mehr zu fressen bekommen hatte.

Dann stand die Frau auf, legte ihr schwarzes Kleid ab und zog das Werktagsgewand an. Sie sagte sich still: Zu Gottes Namen und wischte sich die Tränen aus den Augen.

Dann schritt sie auf die Heide hinaus, um Futter für die Ziege zu holen, damit die Kinder am Abend ihre Milch nicht entbehren mußten.

Unweit von ihr gingen ein paar schwankende Gestalten lärmend und johlend vorüber — sie kamen von der Beerdigung ihres Mannes! Etwas hinter ihnen schritt die Magd des Kiebbhofes, einen Gentelkorb am Arm. Sie schüttelte erstaunt den Kopf, als sie die arbeitende Frau sah.

„Der Kathrin scheint es auch nicht sehr nahe zu gehen“, sagte das Mädchen abends zur Kiebbäuerin, „sie war schon wieder im Werktagskleid flott am Futterschneiden. Ich könnte das wirklich nicht!“

„Du lieber Herrgott“, wunderte sich die Bäuerin, die Hände zusammenschlagend, „heute, am Begräbnistage ihres Mannes! — Aber ich sag' ja immer, daß diese Leute kein Herz und kein Gefühl haben!“

Die also liebevoll Verurteilte ging währenddessen, nachdem sie die Ziege versorgt und die Kinder zu Bett gebracht hatte, dem abseits vom Dorfe liegenden Kirchhofe zu, um dort, wo niemand sie sah, zu beten und sich auszuweinen.

Und da die Pforte verschlossen war, kauerte sie am Eingangspfeiler nieder und schaute mit tränengefüllten Augen durch die Gitterstäbe zu dem frischen Grabe hin, das ein einziger ärmlicher Kranz aus Heidekraut und Winsterblüten bedeckte.

Und vom nahen Dorfe her trug der Nachtwind das Singen und Lachen einiger Betrunkener zu ihr herüber, die noch vom Morgen her im Wirtshause saßen — die letzten „Trauergäste“.

Landwirtschaftliche Lehranstalten der kommenden Zeit.

Von Frank v. Meiß.

Wie wäre die Wirksamkeit unserer Landwirtschaftsschulen und insonderheit der Geflügelzucht-Lehranstalten zu erhöhen? Dem jetzt geübten System haften nach meiner Beobachtung und Erfahrung in erster Linie der Fehler an, daß viel zu viel Lehrstoff in verhältnismäßig kurzem Zeitraume auf den Schüler einkürmt, der noch dazu häufig von Natur bedächtig im Auffassen und Verarbeiten der geistigen Nahrung veranlagt ist. Hierzu kommt für die meisten Fächer das Fehlen der Möglichkeit zur Beobachtung des Gehörten, d. h. der Mangel an lebendem Anschauungsmaterial, und auf der anderen Seite noch ein überreicher Segen an statistischem Material, von dem doch nur Bruchstücke und selbst diese meist mangelhaft im Gehirn des Schülers haften bleiben.

Diese ungezählten Tafeln mit statistischen Zahlen und Figuren, die an den Wänden der jetzigen landwirtschaftlichen Schule vergilben und viele Schränke und Regale füllen, würden vorzüglich zur Heranbildung junger Statistiker als Lehrmaterial geeignet sein, aber für unsere kleinen Landwirte und Bauern sind sie nichts!

Damit kommen wir schon einer Lösung der Frage etwas näher. Nach meinem Dafürhalten sollten die eigentlichen Landwirtschafts- und Geflügelzuchtschulen in erster Linie in ihrer ganzen Einrichtung der eines mustergültigen Bauerngutes entsprechen, wie sie in der Gegend, in der die Schule steht, sonst üblich sind. Diese Forderung wird natürlich bei den bestehenden Anstalten nur bis zu einem gewissen Grade jetzt nachträglich zu erfüllen sein, aber bei Neueinrichtung landwirtschaftlicher Schulen sollte unbedingt hieran gedacht werden.

Es kann darin der angehende und auch der ältere Bauer manches sehen, was er begreift, dessen Nutzen ihm einleuchtet, und daneben auch noch die nötigen theoretischen Aufklärungen empfangen. Individuell soll die Lehre und Ausbildung den Schüler auf- und erfassen, das gilt heutzutage nicht nur für die Volks- und höheren Schulen, sondern auch für die Fachschulen, ja für diese sogar ganz besonders. Bisher habe ich von Schülern solcher Anstalten auf meine Frage: „Was interessiert euch und in welchem Fach lernt ihr am meisten?“ stets die Antwort bekommen: „In der Tierheilkunde“. Und das ist leicht begreiflich. Weil gerade in diesem Fach die meisten Präparate aus dem Leben für den Anschauungsunterricht vorhanden sind und den Schülern am ehesten Gelegenheit geboten ist, praktische Beispiele am lebenden Tiere zu sehen. Leider ist auch hier, für eine selbst nur oberflächliche Ausbildung, die zur Verfügung stehende Zeit an den gewöhnlichen Landwirtschaftsschulen viel zu knapp und der Lehrstoff zu umfangreich. Das nächste Fach danach ist die Obst- und Gartenbaulehre. Auch hier ist stets viel Anschauungsstoff vorhanden. Tierzucht und die übrigen Fächer kommen aber fast immer bei dem völligen Fehlen augenscheinlicher Beweismittel für die vorgetragenen Lehren zu kurz. Das stimmt leider selbst bei den auf zwei aufeinanderfolgende Winter ausgedehnten Kursen. Ich kann dies aus persönlicher Erfahrung nur bestätigen. Es müßte also, soll die Wirkung dieser Kurse ersprießlich sein, der Lehrstoff möglichst auf das Wichtigste beschränkt und vereinfacht werden, gleichzeitig den Bedürfnissen der Schüler angepaßt, so weit dies irgend zu machen ist.

Die kurzen Lehrturse von zwei Tagen bis zu vier Wochen und selbst Monaten bilden bei der Masse des von den Lehrern und erst recht von den Schülern zu bewältigenden Materials geradezu eine Gefahr durch die Verwirrung, die sie statt einer Belehrung in den Köpfen der Schüler anrichten. Da werden zusammenhanglos Bruchstücke und Zahlen im Gedächtnis behalten und dann möglichst verkehrt angewandt — und der Schaden ist da: das Mißtrauen der Bauern gegen jegliche Belehrung. Kann der Schüler jedoch auf der Lehranstalt alles das (natürlich auf das Notwendigste beschränkt), was ihm an Lehrstoff vorgetragen wird, auch als Tatsache und in seiner Wirkung mit eigenen Augen sehen, so wird er der Lehre vertrauen und auch fähig werden, das Gelernte selbst zu versuchen und zu verwenden.

Wissenschaftliche Studien, statistische Feststellungen und Berechnungen und dergleichen mehr gehört nicht hierher, sondern auf die Hochschulen in die Hände wissenschaftlicher und auch praktischer Lehrkräfte. Hier ist auch sowohl das Element der Schüler wie deren Ziel ein ganz anderes. Hier sollen Landwirtschafts-Lehrer, Forscher und Leiter großer mehr industriell betriebener Güter und Betriebe herangebildet werden. Und da gehören auch die Arbeiten zur Lösung wissenschaftlicher, für die Praxis und Volkswirtschaft bedeutungsvoller Fragen hin. Auf diesen Hochschulen sind die nötigen Grundbedingungen für wissenschaftliche Forschungen und Untersuchungen teils vorhanden, teils zu beschaffen. Ebenso sind Wissenschaftler für die Durchführung von Kontrollversuchen da, während geeignete Praktiker zur Erprobung der gefundenen theoretischen Ergebnisse durchaus nicht so schwer in hinreichender Zahl in unserem engeren Vaterlande gefunden werden könnten.

Man wird mir erwidern: „Die Zweiteilung ist längst vorhanden.“ Das stimmt aber leider in dem von mir vorgeschlagenen Sinne keineswegs, denn bei den großen Anstalten fehlen die Praktiker und bei den kleinen die Praxis für die Anschauung, außerdem ist auch der Lehrstoff, wie schon oben betont, viel zu weitläufig. Zur richtigen Lehre für die Praktiker gehört neben der Theorie vor allem ein Anschauungsunterricht mit überzeugendem Material als ein Bild konzentrierter Praxis. Mit den Augen sehen muß man können, das ist hier nicht nur erlaubt, sondern direkt Erfordernis; nur muß genügend Gelegenheit für diese Art so überaus nützlichen Diebstahls vorhanden sein, das kommt dann ganz von selbst auch der Allgemeinheit zugute.

Gänzlich verfehlt halte ich es dagegen, den Bauern auf kleinen Landwirtschaftsschulen und noch schlimmer in den kurzen vierzehn

Tagestursen Kunstbrut und ähnliche schwierige Probleme lehren zu wollen. Aber ihm lehren und vor allem zeigen, wie er die Geflügelzucht oder irgend einen anderen seither zu unserem Schaden vernachlässigten Zweig der Landwirtschaft auf seinem Hofe nupfringen und besser als bis jetzt ausgestalten oder neu einführen kann und ihm das auf einem Hofe zeigen, der dem eigenen in vielem ähnelt, das tut not! Ihm beweisen, daß die Sache geht, das ist es, was wir tun müssen! Für die viele höhere geistige Nahrung in Gestalt für ihn kaum faßbarer oder ihn zum mindesten verwirrenden Zahlen hat er weder Zeit noch Veranlassung. Und derjenige unter ihnen, der dies trotzdem will, dem müßte die Gelegenheit in Form sogenannter Fortbildungsturse für erfahrenere Praktiker statt der wertlosen allgemeinen Lehrturse geboten werden. Ich erinnere hier nur an die Fach-Fortbildungsturse der Hufschmiede, der Königszüchter unter den Vienenzüchtern und dergleichen mehr, die sich so gut bewährt haben.

Meine Vorschläge sind das Ergebnis gründlicher Beobachtung während eines Zeitraumes von mehr als dreißig Jahren, und ich glaube besonders, wir sollten in Erfüllung des allgemeinen Wunsches, unseren Invaliden und sonstigen künftigen Kolonisten vorwärts zu helfen, eine Reform des landwirtschaftlichen Lehrwesens und zwar besonders auf dem Gebiete der Geflügel-, Vienen- und Kleintierzucht baldmöglichst und energisch in Angriff nehmen! Die Zeit drängt und es sind viele, die von uns das nötige Rüstmaterial erwarten, das sie in die Lage versetzt, auf eigener Scholle und durch eigene Arbeit durchs Leben zu kommen! Sie haben es um uns und unsere Frauen und Kinder verdient, sie haben uns mit ihrem Besten, mit ihrem Leben und ihrer Gesundheit geschützt vor den Horden der „Kulturwölfe“ unserer Feinde. Laßt uns ihnen das Beste geben, was wir ihnen geben können!

Nassauische Originale.

XXIX.

Hampeters Schuster.

Woher Hampeters Schuster, der erstens nicht Johann Peter, sondern Christian hieß und zweitens nicht Schuster, sondern Bauer war, seinen Namen hatte, wußte fast niemand; der Scholtes hatte aus alten Papieren herausgefunden, daß Hampeters Großvater Johann Peter geheißenen und das ehrsame Handwerk Hans Sachs' betriebe. Im übrigen war Christian eben schon seit Menschengedenken der alte Hampeter. Daß er einmal jung gewesen sei, konnte man sich eigentlich nicht gut vorstellen, die wenigsten seiner Zeitgenossen konnten sich dessen auch nicht entsinnen und wußten aus der Zeit, ehe er der alte Hampeter wurde, soviel wie nichts. Vielleicht war er in jener Zeit auch noch weniger originell wie in späteren Jahren, da er sich durch sein Tun und Treiben öfters dem Gerede und Gespött seiner Mitmenschen aussetzte. Hampeter war also ein Bauer, einer, der sich nach seinen eignen Worten „krumm und schupp geschaff“ hatte. Zu seinem Gespanne, zwei alten Kühen im Doppelschock, die beständig hinüber und herüber drückten, paßte er vortrefflich; auch er wankte hin und her, sich dabei mit der linken Hand auf seinen „Aderfleder“ stützend und mit der rechten Hand am Horn der Kuh führend. Den Stock gebrauchte er, um beim Pflügen den Mist von der Pflugschar weg in die Furche zu „schlenkern“. Ging ein Tier seines Gespannes nicht in der Furche, so hielt er an und rief der Widerspenstigen zu: „Bläh, soll ich dir einmal den Stecken zeigen?“ Aber dabei blieb's; geschlagen hat Hampeter sein Vieh nie. Gefüttert hat er es aber auch nicht besonders, es war immer spindeldürr, daß man ihm die Rippen zählen konnte. Die bösen Leute sagten, er gönne sich und seinem Vieh nichts. Ein würdiges Gegenstück zu Hampeter war die „Jane“, seine Schwester, die 2 Jahre jünger war als er und mit der er von Jugend auf „gehaust“ hatte. Auch sie hat zeitlebens „schwer schaffen“ müssen. Im Alter von über 70 Jahren war sie beim Zwetschenpflücken vom Baume gestürzt und hatte ein Bein gebrochen, das zwar wieder geheilt wurde, daß sie im Hause herumhumpeln konnte, aber ordentlich gehen lernte sie nicht wieder. Trotzdem mußte sie mit hinaus zu den Feldarbeiten. Mit großer Mühe wurde Jane daheim auf den Karren geladen; draußen auf dem Felde wurden die Kühe ausgespannt, die Deichsel hochgehoben und Jane rutschte herunter, um mit dem Bruder die Arbeit zu beginnen, während die Zugtiere im Feldwege weideten. Als Jane starb, führte Hampeter seinen eigenartigen landwirtschaftlichen Betrieb allein weiter. Interessant war es, wenn er einen Wagen mit Frucht lud, auf einer Leiter

emporstiegend, trug er jede einzelne Garbe auf den Wagen und setzte sie auf, ähnlich ging es daheim in der Scheune beim Abladen. Hier wechselten: einhaken, aufsteigen, aufziehen, aushaken und aufsetzen miteinander ab. Natürlich ging auf diese Weise die Arbeit sehr langsam voran, so daß bei ihm meistens noch „die Rüben staken, wenn der Frost kam“; er beschloß nicht nur abends das Feld, sondern war auch im Herbst der letzte, der seinen Samen ausstreute. Von landwirtschaftlichen Maschinen und rationeller Bewirtschaftung wollte Hampeter nichts wissen. Selbst der „Wendepflug“ war ihm zu modern, er blieb bei seinem „Spizpflug“ und setzte nach jeder Furche Pflugschar um. Auch die zum Reinigen des Getreides benutzte Windmühle kam ihm nicht in die Scheune, er sagte, nachdem mit dem Flegel gedroschen war, mit der Wurfschaukel die Spreu von dem Weizen. Hampeter war ein äußerst geistigster Mensch, der fast keine Bedürfnisse hatte. Seine Mahlzeiten bestanden in der Regel aus Butterbrot und Milch, nur an Sonn- und Feiertagen kochte er. Das Wirtshaus besuchte er nie; sein Grundsaß in dieser Beziehung war: Der Wirt soll durch mich nicht reich werden, den machen die Lumpen reich. Bei dieser einfachen Lebensweise brachte es Hampeter zu Wohlstand; er kaufte ein „Stück“ (Acker) nach dem andern. Auch ein Sparkastenbuch hatte er; doch wurde dessen Inhalt von den Eingekessenen weit überschätzt. Wurde er wegen seines Geldes gehänselt, so sagte er: „Hat einer bei euch ein paar Groschen, so soll einer gleich ein Millionär sein, hat einer ein paar Mark Schulden, dann soll er auch schon am Bankrottlande sein.“ Nahe Verwandte besaß Hampeter nicht, seine Geschwister und auch deren Kinder waren bereits gestorben; mancher gute Freund drängte sich an ihn heran, ihn zu einer Testamentserlassung zu bewegen, in der auch etwas für ihn abfiel. Hampeter war aber hierfür nicht zu haben, seine „Sachen“ (Vermögen) sollten dahin fallen; wohin sie gehörten, dazu brauchte er kein Testament. So ist er denn ohne Testament gestorben; nur wenige geleiteten seinen Sarg: er war aber der alte Hampeter, der der Welt und dem die Welt fremd geworden war und dessen Jugendgenossen längst dahingegangen waren, von wo es keine Rückkehr mehr gibt. Nur die Träger und Erbberechtigten schauten nach beendigter Leichenrede in ihre Hüte, was das Vaterunser vorstellen sollte. H. Volk.

Bauernleben.

Will's im Ofen erst sich röten,
Kam die Sonne kaum herauf,
Steht zu Arbeitslust und -nöten
Schaffensfroh der Bauer auf.

Schon hat ihn der Hahn gerufen,
Und auf seiner Feitiche Knall
Warten, scharrend mit den Füßen,
Seine Pferde längst im Stall.

Ob mit Pflug, mit Erntewagen,
Immer ist's das gleiche Mäh'n,
Voll Entbehren und Ertragen,
Bis des Bauern Blumen blüh'n.

Immer gilt's ein hartes Mingen,
Schwer von Sorgen und von Not,
Will vom Acker er erzwingen
Sein gesegnet täglich Brot.

Aber fröhlich Gottvertrauen
Stärkt den Bauer, gibt ihm Kraft,
Betend kann er aufwärts schauen,
Daß der Arm ihm nicht erschlafft.

Doch er schafft auf eigener Scholle,
Fest gegründet steht sein Haus!
Schied der Tag, der arbeitsvolle,
Streckt er froh zum Schlaf sich aus.

Helene Brehm.

Salz im Volksglauben.

Wie sich der Aberglaube der verschiedensten Völker mit dem Salze beschäftigt, klingt auch aus dem Sprichwortschatze der Deutschen das Lob des Salzes wieder, das neben Brot „die Wangen rot mache“, und ein altes Tischgebet sagt: „Salz und Brot segne uns Gott!“ wie ja auch die Bibel den Vergleich zieht: „Ihr seid das Salz der Erde.“

Alles dies weist mehr oder weniger auf die hervorragende Bedeutung hin, die das älteste und wohl — unentbehrlichste aller Gewürze von jeher besaß.

Uns Kindern einer neuen Zeit erscheint freilich der alte Brauch der Mexikaner, alljährlich zu Ehren des Salzes ein Fest zu feiern, fast ungläublich. Auch hören wir kopfschüttelnd, daß das schönste Mädchen als Abbild des Gottes „Salz“ erwählt wurde, mit ihrer Rolle entsprechenden Gewändern festlich bekleidet, durch göttliche Ehren ausgezeichnet und am nächsten Tage dem Gott geopfert ward. Aber das Salz galt in der Tat im Altertum für heilig, auch bei anderen Völkern, da in ihm die „erhaltende“ Kraft verehrt wurde, in der man das Walten eines höheren Wesens zu

sehen glaubte, und wenn auch bei den anderen Völkern das Menschenopfer fortfiel, so bediente man sich bei Fleischopfern doch stets des Salzes, und die alten Germanen errichteten ihre Tempel und Altäre mit Vorliebe an salzhaltigen Flüssen.

Die alte indogermanische Sage vom König Pyramus, der das Salz mit Steuern belegt habe, wodurch die von der Natur den Menschen gespendete Gabe vom Erdboden verschwunden und erst nach Aufhebung dieser Steuer wieder erschienen sei, bestätigt ebenfalls die Wichtigkeit dieses Gewürzes, die „Verehrung“, die ihm die Menschheit zollte, und die noch heute mit der Sitte des Salzstreuens, der sogenannten „Salzweihe“, in Bayern zusammenhängt. Man pflegt nämlich in den verschiedensten Gegenden Bayerns am Vorabend des Epiphantages Salz in alle Räume des Hauses zu streuen, um die Bewohner gegen den bösen Blick zu schützen. Eine Variante dieses Brauches läßt die Bräute der Oberpfalz „geweihtes Salz“ in das Hochzeitsessen mischen, um sich vor Blitz und Krankheit zu schützen. Noch heute gilt in Böhmen und Bayern der Brauch, Salz als Amulett gegen den „bösen Blick“, an den das Volk dort noch glaubt, bei sich zu tragen; in Westpreußen hoffen die Landbewohner, Hegen durch Salz zu bannen. In der Mark Brandenburg werfen die Dorfleute, sobald Milch überkocht, etwas Salz ins Feuer, damit „die Kuh keine Schmerzen“ bekomme“, und in Franken glaubt man, daß drei Körnchen Salz dazu helfen, schneller zu buttern, selbst im heißesten Sommer.

Aber auch im Menschenleben spielt das Salz direkt eine Rolle. Denn obgleich wir über den in der Väterzeit üblichen Brauch lächeln, Salz in die Windeln eines Kindes zu tun, um es vor Hegen-Unfug zu schützen, so halten doch viele von uns selbst an der uralten Sitte fest, als erster über die Schwelle einer neuen Wohnung Salz und Brot zu tragen, damit es in der Häuslichkeit nie an dem Notwendigsten fehle, wie ja auch bei fast allen slavischen Völkern der eintretende Gast mit Salz und Brot empfangen wird.

Salz und Brot versinnbildlicht alles, was zum Leben gehört. Mit Salz verwebt sich die Vorstellung der Treue, denn: „Jener bewährt sich als Freund, der einen Scheffel Salz mit uns verzehrt“, wie der Volksmund in seiner oft so richtigen Lebensweisheit sagt, — daher leitet sich auch der Volksglaube ab, daß verschüttetes Salz Treubruch und Tränen bedeute.

Die fast sprichwörtlich gewordene „versalzene Suppe“, für die man die Liebe der betreffenden Köchin verantwortlich macht, ist allgemein bekannt.

Jedenfalls spielt kein zweites Gewürz eine so bedeutende Rolle in dem Glauben des Volkes, wie denn auch kein zweites auf ein gleiches ehrwürdiges Alter zurückblicken kann, als das Salz. A. A. Witte.

Umschau.

* Vom Zundelfrieder, dem verschmitzten und humoristischen Gauner, unserem etwas bedenklichen Bekannten aus Hebel's „Schachklästerlein“, können wir folgendes Nähere mitteilen: Zundelfrieder ist von Hebel nicht erfunden, sondern er hat Fleisch und Bein gehabt, und ehrlich geworden ist er in seinen alten Tagen auch nicht. Ein alter, badiischer Beamter, der ihn gut gekannt hat, erzählt, es habe sich niemand vergeblich an Zundelfrieder gewendet, wenn er zu einer Kindtaufe oder zu einem anderen Familienfeste ein Häselein oder einen anderen Wildbraten zu einem billigen Preise haben mochte. Und als Zundelfrieder eines Tages der schönen Nichte des Pfarrers von Stetten auf dem Fußwege nach Lörrach begegnete, dachte er an seines Verherrlichers Wort: „ne Chuß in Ehre, wer will's verwehre?“ und die rosigen Lippen der schönen Kartgräflerin kamen in etwas nahe Berührung mit dem struppigen Barte des Stromers. Der Vater des Mädchens, der ehemalige französische Major Freiherr von W., verstand keinen Spaß, er nahm die Sache sehr ernst, und der Frieder flüchtete in die nahe Schweiz. Von dort ausgeliefert, nahm ihn das Amtsgefängnis Lörrach auf einige Tage bei Wasser und Brot auf. Die Heimatverhältnisse des Zundelfrieder waren sehr verwickelter Natur. Weber die Schweiz noch Baden wollten seine Heimatsberechtigung anerkennen, und zwischen der Schweiz und Baden flog er hin und her wie ein Fangball. Der zwischen Basel-Stadt und -Land im Jahre 1833 ausgebrochene Krieg schlichtete diese Streitfrage: Zundelfrieder nahm bei der Viestaler Regierung Kriegsdienste. Eine mitleidige Kugel machte Frieders vielbewegtem Leben in dem für die Landschaft siegreichen Gefechte bei Pratteln ein Ende. D.